Erntesegen.

Novellette von J. Jobst.

Roggen und Weizen sind geborgen, schon rauschen die Flügel der Mähmaschinen durch das goldig schimmernde Haferfeld.

Morgen soll mit Einfahren begonnen werden, und Herr von Kloth auf Groß-Büchen überschlägt im Geiste den Ertrag der ungezählten Stiegen, welche auf den Stoppel der Erntewagen warten. Solchen Hafer hat Groß-Büchen noch nie gesehen, wie beim Roggen stehen die Garben, das Stroh muß das fehlende Heu ersetzen, welches dem kalten und nassen Frühjahr zum Opfer gefallen ist.

Gut gelaunt schlägt Herr von Kloth seiner neben ihm stehenden Tochter auf die Schulter, daß sie erschrocken zusammenfährt. Was hat sie auch so weltverloren nach Westen zu sehen, in die untergehende Sonne, bis ihr die Augen thränen!

„Komm, Lieselotte, wir wollen nach Hause, und morgen heißt es früh heraus, den Gottessegen zu bergen."

Zärtlich hängt sich das schlanke Kind an den Arm des stattlichen Vaters. Sie wandern heim durch den köstlichen Abend und hängen beide ihren Gedanken nach. Doch während der alte Herr langen Zahlentreihen nachsinnt, tummelt sich in dem Kopf Lieselottes allerlei loses Volk. Gott Amor hat dort sein Quartier aufgeschlagen, er flüstert und raunt von wunderseligen Dingen.

Auf der friedlichen Landschaft ruhen traumverloren die lichtbraunen Mädchenaugen, von denen ein gewisser Kuno von Uechtritz behauptet, sie hätten Goldgrund und Schätze lägen verborgen in ihren heimlichen Tiefen.

Ueber dem lang hingestreckten Dörfchen ziehen blaue Schwaden, die Abendsuppe brodelt auf dem Herd. In langen Reihen ziehen die Leute und Gespanne dem Gutshofe zu, die hellen Kopftücher und bunten Röcke der Mägde leuchten gleich großen farbigen Blumen zwischen den alten grauen Weiden auf, die den breiten Gutsweg zu beiden Seiten einfassen. Schon huscht eine Fledermaus mit unhörbarem Flügelschlag vorüber und zeichnet sich gegen den klaren Himmel in ihrer ganzen Zierlichkeit ab. Ein Vogel flattert aufgescheucht aus dem Stoppelfeld auf, denn Herr von Kloth läßt plötzlich den Hohenfriedberger Marsch in kunstvollem Pfeifen erklingen.

„Wie guter Laune er ist!" denkt Lieselotte. „Ob ich es wage? Nein, nein, Kuno muß seine Sache selbst führen, und ein verfehlter Angriff meinerseits würde alles verderben. In einigen Tagen, wenn der goldene Segen geborgen ist, dann mag er kommen, mein schlanker Reitersmann. In Uniform muß er vor den Vater treten, in der Uniform seines alten Regiments, welches sein früherer Jugendfreund führt. Ob er es dann noch wagen wird, mir mit dem verhaßten Vetter zu kommen, dem er mich schon in der Kindheit anverlobt hat, nur desselben Stammes wegen, damit das Gut in der Familie bleibt?"

Forschend sucht Lieselotte das Gesicht des Vaters, dessen jovialer Ausdruck nicht ahnen läßt, welche Ungewitter darauf toben können, um mit vernichtendem Strahl den Uebelthäter zu zerschmettern.

Angst haben sie alle vor ihm, von der Tochter an bis zum geringsten Knecht, und da ist keine Frauenhand, die das Allzuschroffe mildert, denn Frau von Kloth war nach kurzer Ehe bei der Geburt eines Knaben sanft entschlafen und hatte den Kleinen gleich nach sich gezogen in die düstere Familiengruft. Eine Nachfolgerin hatte der verzweifelte Mann ihr nicht gegeben, denn all sein Lieben folgte der lieblichen Gattin mit in das Grab. Lieselotte wurde ihr Ebenbild und sie ist nunmehr die Einzige, der er giebt, was an Zärtlichkeit sein vereinsamtes Herz noch birgt. Darum hätte sein Kind ihm auch niemals Leids anthun können. Aber ihm zu Liebe den verhaßten Vetter Ludwig nehmen, das brauchte sie doch auch gerade nicht.

Die Töne des Hohenfriedbergers brachen plötzlich jäh ab, und auch Lieselotte blickte erschrocken um sich. Wo ist der goldige Hauch hin, die rosigen Gluthen, welche im stillen Frieden das abendliche Bild verklären. In grauen Schleier hüllt sich die Natur, im Westen hebt sich drohendes Gewölk und streckt gespenstische graue Arme über den klaren Himmel aus. Immer neue quellen empor, endlos, sich mehrend, sich verdichtend. Grauer Nebel senkt sich nieder auf das die Sonnenwärme ausstrahlende Land, und ehe noch die beiden Wanderer das Gutshaus erreichen, rieselt es in feinen Tropfen hernieder.

Herrn von Kloths Augen schießen Blitze: „Da haben wir die Bescheerung, nun behält Falb noch Recht und mein schöner Hafer ist vollständig vernichtet."

„Es ist nur Nebel, Vater, Seenebel. Morgen ist es sicher wieder schön."

„Aber mit dem Einfahren wird es nichts und ich trau der Sache nicht. Der Wind ist herum. Wieder solch verwünschte Depression, solch barometrisches Minimum. Die neumodischen Wettermacher verkolken einem das ganze Wetter."

Mit Thränen in den Augen sieht Lieselotte zu dem scheltenden Vater auf. Bleibt es am Regnen, so werden auch alle ihre schönen Hoffnungen zu Wasser. Vater ist unzugänglich, und Kuno muß unverrichteter Sache abreisen. Nur noch zehn Tage dauert sein Urlaub.

Noch in ihre Träume hinein verfolgt sie der Regen. Das rauscht auf das spitze Dachdach, es gurgelt in den Rinnen, mit breitem Schwall senden sie das gesammelte Naß in die Rinnsteine. Deutlich hört sie es durch Gutshof und Dorfstraße. Die nassen Zweige der hohen Lindenbäume klatschen ab und zu bei dem stärker werdenden Westwind an die Fenster von Lieselottes Schlafzimmer, daß sie erschreckt auffährt bei dem verstärkten Platzregen, den ihr dichtes Blätterdach auf das Pflaster der Auffahrt hinunterschickt.

Es regnet die ganze Nacht; es regnet den folgenden Tag, dann begnügt sich die launische Wettergöttin damit, hin und wieder einen schweren Regenguß über das Gut zu entladen. Und scheint auch frühmorgens die Sonne noch so schön, Nachmittags kommt der Regen.

Heute hat der Vater sogar schon ausgewachsenen Hafer mitgebracht, der seinem eifrig nach Unheil spähenden Auge nicht entgangen ist.

„Da haben wir die Kanaille!" schreit er seiner Tochter grimmig zu und wirft ihr den Hafer zu, welcher an den Spitzen wirklich die verrätherischen grünen Auswüchse trägt. „Der Hafer ist hin, solch ein Hafer, wie ihn Groß-Büchen noch nie gesehen hat. Dann kann ich nur gleich das Rindvieh verkaufen, die bring ich den Winter nicht durch, denn das bischen Heu ist für die Katz."

Aufschluchzend schlägt Lieselotte ihre Hände vor das Gesicht und läuft hinaus.

Kopfschüttelnd, aber mit einer gewissen grimmigen Befriedigung schaut ihr der Vater nach und murmelt: „Wie dem Kind meine Sorgen zu Herzen gehn. Hm, hm! Hab wohl ein bischen übertrieben. Vielleicht wird's noch." Wüthend klopft er das Glas des Barometers, das in diesen Tagen schon manchen Puff aushalten mußte.

„Neigung zum Steigen! Ob Falb diesmal nicht recht behält? Armes Kind! Wie sie mich lieb hat. Die lasse ich nie von mir. Haben alle Platz auf Groß-Büchen. Vetter Kloth muß mit Lieselotte hier wohnen, sonst gebe ich sie ihm nicht. Das Kind schwimmt jetzt so leicht in Thränen, war doch sonst nicht ihre Art. Kann es vielleicht nicht erwarten, bis sie Braut ist. Hm, hm! Muß doch mal vorsichtig anklopfen. Bei ihm braucht ich ja blos zu winken. Ist ja auch kein Wunder bei einem solchen Prachtmädel."

Stolz hebt Herr von Kloth seinen mächtigen Kopf, er hat in diesem Augenblick Regen, Hafer und drohenden Auswuchs ganz vergessen. Aber wie klein wäre er geworden, wenn er der Tochter über die Schulter hätte blicken können.

Liselotte sitzt in ihrem Zimmer und schreibt mit hochrothen Backen, indessen das Taschentuch immer wieder die perlenden Thränen abtrocknen muß. Da — ihre Hand ist nicht flink genug, den Deserteur einzufangen — einer der köstlichen Tropfen fällt auf das zierliche Briefchen nieder, gerade unter ihren Namen, den sie soeben niederschreibt. Er ist gleichsam das Schlußsiegel unter dem Todesurtheil, welches sie über ihre Liebe verhängt. Da steht es deutlich: „Aendert sich das Wetter nicht und Vater verliert den Hafer, so ist es aus mit uns, ganz aus. Er giebt nie seine Einwilligung und Du reist dann ab und wirst erst in einem Jahre wiederkommen. Was kann bis dahin passiren! Vater tobte förmlich. Der arme Vater! Es ist ihm wahrlich nicht zu verdenken. Solch einen Hafer hatten wir noch nie, und das mußt Du auch begreifen, lieber Kuno, daß jetzt der Vater keinen anderen Gedanken hat, als den drohenden Verlust. Und Falb prophezeit noch mehr Regen, den ganzen August soll es regnen. Ich habe nie an den Kerl geglaubt, er hat sich so oft geirrt, und jetzt sollte er auf einmal recht behalten? Ich habe schon so viel geweint, ich habe keine Thränen mehr. Aber es mag kommen, was da will, sehen muß ich Dich noch einmal, ehe du abreist.

Bis in den Tod

Deine Lieselotte."

Lauschend hebt sich das verweinte Köpfchen der Schreiberin. Wie laut es stürmt draußen und jetzt — natürlich gießt es wieder in Strömen. Das ist ja der reine Wolkenbruch. Was hilft es, daß nachher die Sonne vom blauen Himmel scheint und die ganze Welt in lachendem Sonnenschein liegt. Morgen wird es wieder regnen.

Aber als der Morgen kommt — der Gutsherr steht schon mit der Sonne auf — vermag Herr von Kloth kein Wölkchen zu entdecken. Die ganze Flur blitzt aus unzähligen glänzenden Thautröpfchen zum tiefblauen Himmel auf, an welchem das Tagesgestirn seinen Lauf beginnt. Ein kräftiger Wind bläst aus Osten und läßt die Brust des spähenden Mannes schwellen bei den guten Wetteraussichten, behaglich streicht er den graumelirten Vollbart, der in sanftem Spiel der Lüfte auf- und niederweht, seine Augen lachen übermüthig über das Land.

„Der trocknet gut," murmelte er, „es war auch die höchste Zeit." Der Tag vergeht in ungetrübter Schöne. Die neu erwachte Hoffnung spiegelt sich in den lachenden Augen Lieselottes, die gleich einem übermüthigen Kinde draußen umhertollt. Wieder fliegt ein Briefchen hinüber nach Westen, wo das stolze Schloß derer von Uechtritz seine Thürme hoch zum Himmel streckt.

Vom Haferschlag aus sind sie deutlich sichtbar, und als nach einigen Tagen die Erntewagen sich füllen mit der goldigen Fracht, als auf dem weiten Feld sich hunderte von Händen regen mit Binden, Raffen und Aufladen, da hält auf einem mächtigen Rappen inmitten der fleißigen Schaar, auf einem die weite Aussicht beherrschenden Hügel, Herr von Kloth und neben ihm auf einem zierlichen Goldfuchs Lieselotte. Doch deren Augen blicken nicht auf den reichen Segen, auf das emsig arbeitende Völkchen, nach Westen taucht ihr Blick in die grünen Waldmassen, über welchen das Uechtritzer Schloß deutlich erkennbar seinen Wimpel wehen läßt.

„Er kommt!" jubelt ihr Herz, um dann dem Seufzer Raum zu geben: „Noch heute fällt die Entscheidung."

Der Vater verhält den ungeduldig abtrauenden Rappen und folgt mit freudigen Blicken den kommenden und abfahrenden Wagen. Es wird in zwei Gängen gefahren, wie das Feld sich leert! Schon schultert ein Theil der Leute die Rechen, um nach Hause zu wandern, die Sonne neigt sich dem Horizont zu; es sind die Hausfrauen, sie müssen daheim die Abendsuppe kochen.

Endlich erwacht der Gutsherr aus seiner Versunkenheit, und aus tiefer Brust kommen die Worte: „Der Herrgott hat es wieder gut gemacht, Lieselotte, wir wollen ihm danken."

Sein Kind hört ihn nicht, aufmerksam späht Lieselotte dem Walde zu, dort wo der lauschige Reitweg auf die Stoppel mündet, der nächste Pfad ist es nach Uechtritz. Hört sie im Geist schon den Hufschlag eines sich rasch nähernden Pferdes?

„Lieselotte, Kind, hast du einen Wunsch? Keine dumme Tändelei, ich meine einen rechten Herzenswunsch. Sprich ihn aus, Döchting, ich bin heute gestimmt, ihn zu erfüllen."

Lächelnd ruht Herrn von Kloth's Auge auf dem dunkel erglühenden Gesicht der lieblichen Tochter, das sich ihm langsam mit halb forschendem, halb zweifelndem Ausdruck zuwendet.

„Nun, Kind, ich warte," ermunterte sie der Vater.

Noch einen raschen Blick wirft das junge Mädchen nach dem Walde hin. Da entfährt ihren rothen Lippen ein Jubelruf, wie Lerchenschlag klingt er durch die Lüfte.

„Hast du ihn denn so lieb, Herzenskind?"

„Mehr als mein Leben, Vater," jubelt Lieselotte. „Kuno, Kuno, ich komme."

Da trabt auch schon der Goldfuchs über die Stoppel dem Walde zu, wie versteinert blickt Herr von Kloth der Reiterin nach, dann hat er genug mit dem Rappen zu thun, der dem Kameraden nach will.

Dort drüben im Westen liegt der ganze Himmel in strahlendem Glanz, geblendet legt der Gutsherr die schützende Hand über die Augen. Und durch die schimmernde Gluth, wie ein Bild auf Goldgrund gemalt, nahen die Beiden, sein liebliches Kind und ihr zur Seite der stattliche Freier, der Träger der Uniform seines lieben alten Regiments, der Königin-Kürassiere.

„Hier, Vater," Lieselottes Stimme bebt ein wenig, „hier bringe ich dir den Mann meiner Liebe und ich habe nur den einen Wunsch, mach dein Kind glücklich."

Ist es der goldene Glanz der Abendsonne oder die Erinnerung an den längst vergangenen Liebestraum seiner Jugendzeit; dem alten Herrn gehen die Augen über. Er kann nichts sagen, als: „Der Herr segne Euch. Werdet so glücklich, wie ich es einstens war."

Die Hausschuhe.

Skizze von B. Rittweger.

Gegen Abend hatte sie noch das letzte Stück der „großen Wäsche" in den Schrank geräumt, dann für die Mahlzeit gesorgt, wie stets; sie hatte vor dem Schlafengehen pünktlich wie immer die Wanduhr aufgezogen, hatte den Kaffee für den andern Morgen herausgegeben und dann war sie zur Ruhe gegangen. Sie wartete niemals auf ihren Mann. Er konnte das nicht leiden und hatte ihr's gleich in der ersten Zeit ihrer Ehe abgewöhnt, vor nun bald vierzig Jahren. Und ebensolange hatte sie Abend für Abend allein gesessen. Kinder hatten sie nicht. Anfänglich hatte sie mitunter noch davon geträumt, daß es auch anders sein, daß er manchmal bei ihr sitzen und ihr etwas vorlesen könnte, aber nach und nach hatte sie sich darein gefunden. Andere Frauen entschädigten sich, indem sie auch fortgingen, zu den Nachbarinnen auf ein Schwätzchen, aber ihre Neigungen waren nun einmal auf's Häusliche gerichtet. Und er — ihr guter Mann — würde es auch so unbehaglich gefunden haben, wenn beim Nachhausekommen nicht die gewohnte Ordnung geherrscht hätte, die Stube hübsch aufgeräumt, die Hausschuhe am gewohnten Platz und alles zurecht für's Schlafengehen. Das Glas Wasser auf dem Nachttischchen und was sonst noch zu seiner Bequemlichkeit gehörte. Solche peinliche Ordnung herrscht aber nur, wenn einer Frau sorgsames Auge liebevoll über allem wacht. Und so dachte sie jahraus jahrein nur daran, es dem Gatten recht behaglich zu machen, ihm jede Störung fern zu halten, und er — nun, er nahm's hin, als etwas ganz Selbstverständliches, ohne Dank.

Manchmal dachte sie, es müßte doch schön sein, wenn er's ihr einmal sagen würde, daß es ihm wohl sei in ihrer Obhut, daß er es sich nicht besser wünschen könne. Aber das that er nicht. Von seiner Frau kann man doch Alles verlangen, nicht wahr?

Und wenn sie ihm einmal ein Lieblingsgericht besonders wohlschmeckend bereitet hatte, strich er ihr vielleicht, wenn er vom Tische aufstand, über's Haar und brummte: „Bist 'n braves Weib, verstehst Deine Sach'!" Und dann wurde sie noch als alte Frau so roth vor Freude, wie damals, als er gefragt hatte, ob sie sein Weib werden wolle. In jener seligen Stunde hatte sie sichs freilich so anders gedacht — es hatte ihr geschienen, als sollte jetzt das Leben erst beginnen, als sollte — ja was denn? Man muß nicht zu viel verlangen, das hatte sie bald eingesehen und sich bescheiden gelernt. Und niemals hatte sie darüber geklagt, mit keinem Wort. Nur so innerlich vereinsamt hatte sie sich oft gefühlt. Aber das war wohl ihre Schuld. Und nach und nach wurde sie auch zufrieden und dankte täglich dem lieben Gott für das bescheidene Maß von Glück, welches ihr geworden. Hatte sie doch einen braven Mann! Auch noch an dem Abend, als sie die Wäsche in den Schrank geräumt hatte und die Uhr aufgezogen und den Kaffee herausgegeben und alles im Schlafzimmer gerichtet, wie er's liebte, und als sie sich so todtschwach fühlte beim Zubettgehen, da war ihr letzter bewußter Gedanke: Gut, daß die Wäsche aus dem Wege ist — so kann ich mich recht ruhen ein paar Tage — er soll's gar nicht merken, daß ich nicht so frisch bin wie sonst. Er kann so 'ne Pimpelei gar nicht leiden. Aber er ist doch ein guter braver Mann und ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß ich's so gut habe. Ach, aber warum ist er jetzt nicht bei Dir, jetzt wo Du so sterbensmüde bist — es wär' so schön, wenn er Dir über den Scheitel striche und sagte: Bist 'n braves Weib — verstehst Deine Sach'. Ja schön wär' das — aber er ist ja nicht hier.

Am andern Morgen war sie todt. So ganz still, wie es immer im Leben ihre Art gewesen, ohne irgend Jemand zu beunruhigen, war sie hinübergegangen in das unbekannte Land. In allen Schrecken und bei aller Trauer empfindet das der alte Mann als Erleichterung. Denn er hat nur einmal Jemand sterben sehen, seine Mutter, und das ist ihm eine furchtbare Erinnerung. Er hätte ja doch nichts andern können. Herzschlag, sagt der Arzt — ein schöner Tod. Das sagen auch ihre friedlichen Züge. Und er überwindet sich, ihr, der Gefährtin seines Lebens seit fast vierzig Jahren, trotz seiner Abneigung gegen Todte, noch einmal über die grauen Haare zu streichen, und dabei flüstert er: „Bist 'n braves Weib gewesen." Und da ist's fast, als ob die Todte lächele. Aber das ist natürlich Einbildung. — Und dann kommt der Leichenbeschauer und die Todtenfrau und der Herr Pfarrer und die Nachbarn und sonstige Freunde. Und alle drücken ihm die Hand und beklagen ihn, daß er die treue Gattin verloren hat, und suchen ihn zu trösten.

Er fühlt eigentlich gar nichts, keinen besonderen Schmerz, nur ein unbehagliches Gefühl, als sei etwas nicht in Ordnung. Das Mädchen, ein ganz williges, brauchbares Geschöpf, giebt sich alle Mühe um den Haushalt und besorgt das Essen nicht übel. Essen muß man ja doch, bei aller Trauer. Sonst wird man krank.

Am Abend erfaßt ihn eine sonderbare Unruhe. Ach ja, um die Zeit zieht er sonst die Stiefel an und geht in den Schwan und spielt Sechsundsechzig mit dem Sekretär und dem Rektor. Seit vielen Jahren den Gang aufs Bureau hat er heute gar nicht so vermißt über dem ungewohnten Treiben, welches der Tod mit sich gebracht hat. Aber nun ist's so still und leer, es regt ihn ordentlich auf. Doch natürlich — in den Schwan zu gehen, das würde sich heute nicht schicken. Wenn sie noch reden könnte, so würde sie sagen: „Geh nur, geh — ich nehm' Dir's nicht übel." Aber sie — ja so — sie ist ja todt und deshalb geht es eben nicht. Bis sie beerdigt ist, muß er schon warten. Es ist eigentlich doch nicht rücksichtsvoll von ihr gewesen, von ihm wegzugehen, sie hätte doch Zeit gehabt — bis er — Ja, daran ist nun nichts mehr zu ändern. —

So bleibt er daheim, drei lange Tage, bis zur Beerdigung. Es ist alles sehr feierlich und die Theilnahme groß. So viele Kränze und Sträuße und von den Kollegen sogar einen Palmenzweig mit einer langen Schleife und goldenen Franzen dran. Wunderschön. Es hat ihm ordentlich über die Tage weggeholfen, all' die Spenden zu betrachten und zu notiren, von wem sie gekommen, wegen des Dankes.

Das Geleit zum Grabe ist stattlich; man sieht, wie die stille Frau in allgemeiner Achtung gestanden hat, wenn sie auch nicht groß hinausgetreten ist aus ihren vier Wänden. Der Wittwer freut sich wirklich darüber und auch, daß der Geistliche ihr eine so schöne Rede hält und die glückliche Ehe des nun durch den Tod getrennten Paares preist. Ganz gerührt ist er von alledem. Heimwärts fährt er mit dem Herrn Pfarrer wieder in die Stadt bis vor sein Haus. Der Geistliche schüttelt ihm die Hand: „Gott tröste Sie und gebe Ihnen Kraft."

So, das war das letzte. Gut, daß es überstanden ist. Von nun wird alles wieder im alten Geleise gehen. Morgen zur gewohnten Zeit auf das Bureau und Abends in den Schwan.

Mit schweren stapfenden Schritten steigt er die Treppe hinan, klinkt er die Thür zu Wohnstube auf. Nun zuerst die Stiefel herunter — ach, das thut wohl. Zu Hause kann er nun 'mal nicht eine Minute in Stiefeln sein. Und nun die Hausschuhe. Ja, wo sind sie? Nicht am gewohnten Platz — zum ersten Mal seit fast vierzig Jahren. —

Und da mit einem Mal schluchzt er auf und Thränen rollen ihm über die Wangen und er weiß es nun: es wird niemals wieder im alten Geleise gehen — niemals — niemals wieder. Und zum ersten Mal kommt ihm eine Ahnung, daß die stille Frau, die nun in der Erde ruht, deren ganzes Dasein in der Sorge um sein Behagen aufgegangen ist, wohl ein anderes Glück verdient hätte, als er ihr gegeben hat.

Sonderbare Schlafmittel.

Daß man durch allerhand unschuldige Mittelchen, wie z. B. Zählen von 1 bis 100 und rückwärts, sich einschläfern kann, ist bekannt. Bei manchen Menschen verfangen sie aber nicht, und der Schlaf flieht sie, wenn sie nicht ganz bestimmte Mittel angewandt haben, um ihn herbeizurufen. So erzählt ein englischer Arzt von einem Patienten, der nicht einschlafen konnte, bevor er den Fuß der vor dem Bette stehenden Lampe dreimal angefaßt hatte. Ein Anderer konnte kein Auge schließen, wenn er vergessen hatte, ein Taschentuch unter das Kopfkissen zu legen. Ein Freund desselben Arztes las regelmäßig im Bette die ersten 16 Verse von Miltons „Verlorenem Paradies", niemals mehr. Natürlich prägten sie sich seinem Gedächtniß vollständig ein. Es nutzte aber nichts, daß er sie rezitirte. Er mußte sie gelesen haben, um einschlafen zu können. Von einem anderen Freunde erzählt der Arzt folgendes Schlafmittel: Wenn er sich auf „schlaflosem Kissen" wälzt, stellt er sich im Geiste vor, er sei vielfacher Millionär, entwirft sein Testament und vermacht seinen Freunden und Verwandten Tausende. Wenn er so sein ganzes Vermögen vertheilt hat, schläft er friedlich ein. Von einem Londoner Omnibus-Kutscher endlich wird erzählt, er habe nicht einschlafen können ohne ein Cigarrenende zwischen den Zähnen und einen Handschuh an der rechten Hand und ohne den Namen seiner Endstation dreimal gerufen zu haben.

Schlecht Geschriebenes.

Die schlechte Handschrift großer Männer bietet der Schriftstellerin Karoline A. Creevey den Stoff zu einer hübschen Plauderei im „Cosmopolitan".

Horace Greeley schickte einmal durch einen Straßenjungen einen Artikel zu James Gordon Bennett. Als der Junge zu Bennett kam, hatte er bereits den Namen seines Auftraggebers vergessen. Gordon Bennett plagte sich eine halbe Stunde lang mit dem Artikel herum, aber er konnte auch nicht ein Wort von dem Manuskript entziffern, vor Allem nicht die Unterschrift. Er gab also dem Jungen das Papier zurück und sagte: „Bring das wieder zu dem Manne, der es Dir gegeben hat. Das kann nur von einem Verrückten geschrieben sein." Greeley erkannte seine eigene Handschrift nicht wieder, und der etwas dumme Junge sagte ihm auch nicht, daß es dasselbe Papier sei, das er (Greeley) kurz vorher an den Herausgeber des „Herald" geschickt hatte. Nach reiflicher Ueberlegung sprach Greeley: „Ich will das als Kuriosum behalten, denn das kann nur von einem Verrückten geschrieben worden sein."

„Das hat der andere Herr auch gesagt," erwiderte der Knabe.

Auf der ganzen Welt gibt es nur ein einziges Wesen, das die Handschrift Björnstjerne Björnsons entziffern kann, und das ist Frau Björnson. Der berühmte Dramatiker und Politiker würde seine eigenen Manuskripte nicht lesen können, wenn seine Gattin sie nicht sorgsam abschriebe.

Sonderbare Frage.

Richter (zu dem Zeugen in einer Prozeßsache): „Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?" Der Zeuge verweigert lächelnd die Antwort. Richter: „Ich frage Sie, ob Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert sind?" Der Zeuge beharrt bei seinem Stillschweigen und lächelt weiter. Richter (zornig): „Wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?"

„Herr Amtsrichter, das ist ja gar nicht möglich. Der Kläger ist ja der Fiskus und die Beklagte die Ortskrankenkasse."

Moderne Frage.

Herr (zum Freund, der als Schriftsteller thätig ist): „Ja, hast Du denn so viel Vermögen, daß Du als Schriftsteller leben kannst."

Das ganze Leben ist ein Steigen und Fallen, bergauf, bergab.

Was ist ein Sachse.

Ein gerne sich setzendes,
Gemüthlichkeit schätzendes,
Kartoffeln verzehrendes,
Poeten verehrendes,
Der Kräfte sich freuendes,
Den Müßiggang scheuendes,
Viel Hütte verbrauchendes,
Cigarren gern schmauchendes,
Die Wohlthäter preisendes,
Den Weg Fremden weisendes,
Sein Vaterland liebendes,
Den Stuhlschlitten schiebendes,
Für Wiesengrün schwärmendes,
Am Ofen sich wärmendes,
Die Hauptstadt besuchendes,
Die Ausgaben buchendes,
Den Redner anhörendes,
Vertiefte nicht störendes,
Die Zeitung studirendes,
Einnahmen addirendes,
Den Bücherschatz mehrendes,
Die Laien belehrendes,
Ein Steckenpferd reitendes,
Die Jüngern leitendes,
Nicht „p" und „t" sprechendes,
Zum Festkommers zechendes,
Zu Weihnacht gern schenkendes,
Die Durstigen tränkendes,
Oft politisirendes,
Die Bemmen fett schmierendes,
Die Aufschneider hassendes,
Gern Tassen anfassendes
Menschenkind.

Emil Hantsch.

Leider unmöglich.

Täglich sang die junge Schöne
Ihre Weisen früh und spat,
Falsche, fürchterliche Töne,
Ohrzerreißend in der That.
Nebenan in großem Jammer,
Ob der Störung seufzend schwer,
Saß ein Dichter in der Kammer —
Jetzt rief er die Wirthin her:
„Frau, ich stürze in die Spree mich
Augenblicks in schnellstem Lauf,
Es erfaßt ein wildes Weh mich!
Hört sie denn nicht endlich auf?"
„Die? Aufhören?" meint mit Lachen
Jene in vergnügtem Sinn,
„Das ist leider nicht zu machen,
Sie ist ja — Anfängerin!"

Aus der guten alten Zeit.

Corporal: „Was ischt denn dös, Se rauche in der Front!? Sakrament noch ä mal, wenn Se rauche wolle, da trete Se in's zweite Glied!"

Stimmt.

Sie: „Sag' mal, Männchen, was ist denn der Unterschied zwischen einer fertigen Kravatte und einer, die Du Dir selbst bindest?"

Er: „Ungefähr eine halbe Stunde."

Die Hoffnung.

Herr (der sich von einem Bekannten Geld leiht): „Warum lassen Sie mich denn den Schuldschein auf grünes Papier ausstellen?"

„Sie wissen ja, Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

Schlau.

Onkel (seinem Neffen einen Zwanzig-Dollar-Schein gebend): „Hier hast Du etwas zu Deinem Geburtstage, und dann wünsche ich Dir, daß Du diesen Tag noch fünfzig Mal erleben mögest!"

Neffe: „Und Du dazu, lieber Onkel!"

Einfach.

Die kleine Anna zum Dienstmädchen: „Sag' mal, Minna, was ist denn eigentlich ein Kunstschatz?"

Minna (verlegen): „Das — das wird wohl ein Maler sein!"

Au!

Geck: „Aeh, haben mich Fräulein bei Frau Mama entschuldigt, weil ich mich gestern beim Souper wie ein Dummkopf benommen habe?"

Junge Dame: „Jawohl, aber Mama war sehr erstaunt, da ihr gestern an Ihnen nichts Außergewöhnliches aufgefallen ist."

Der kleine Musikfreund.

Lehrer: „Hänschen, wenn Du drei von zehn wegnimmst, wie viel bleiben dann?"

Hänschen schweigt.

„Wie viel Finger hast Du an beiden Händen zusammen."

„Zehn!"

„Richtig! Und wenn drei davon fehlen, was hast Du dann?"

Hänschen (freudig): „Keine Klavier-Stunde!"

Vielsagend.

„Sind Sie mit Fräulein Bürger noch immer verlobt?"

„Nein, unser Brautstand hat sich zur Ehe verschärft."

Gute Bouillon.

Kellner: „Hier, mein Herr, die Bouillon und das gewünschte Trinkwasser.... das in der Tasse ist die Bouillon!"

Aus einem Zukunftskriege.

Feldmarschall: „Ja warum geht Ihre Brigade nicht zum Sturm vor, Herr General? Sie verpassen ja den günstigen Moment!"

General: „Verzeihen Excellenz, wir warten auf S. H. den Erbprinzen! Der will heute die Brigade führen und darum nimmt er geschwind noch eine Lektion in der Taktik!"

Nur die Wahrheit fördert alles Große, alles Gutes, alles Edle.